Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 108. Dienstag den 28. Februar 1893. 87. Jahrgang.

Amtliche Bekanntmachungen.

Die nächste Anmeldung der Fiebkinder findet wegen des auf Freitag, den 3. März a. c., fallenden Bußtages
Donnerstag, den 2. März a. c., Nachmittags von ½4—5 Uhr
statt.

Leipzig, den 25. Februar 1893.

Das Armenamt.
A. R. IVb, Nr. 435. Hentschel. Hfr.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 28. Februar.

Der Reichstag hat gestern wieder einen Vorgang erlebt, der auf die tieferen Gründe der fortdauernden Beschlußunfähigkeit ein helles Licht fallen läßt. In nicht weniger als einstündiger Rede entwickelte der demokratische Abg. von Münch in bekannter Selbstgefälligkeit die ganze Geschichte seines aller Welt vollständig gleichgiltigen Processes, und ein württembergischer Bundesrathsbevollmächtigter erwiderte darauf in kaum minder ausführlicher Darstellung. Wenn Taktlosigkeiten wie die des Herrn Münch eine gute halbe Reichstagssitzung in Anspruch nehmen, so ist es freilich kein Wunder, wenn außer dem Redner und dem Bureau schließlich Alles davonläuft. Andererseits ist es bei solcher Zeitverschwendung nur zu natürlich, wenn die Arbeiten des Reichstags nicht vorrücken, und wenn beim Beginn der heißen Jahreszeit noch eine Menge von unerledigten Aufgaben vorliegen, die dann über das Knie gebrochen werden müssen. Bei den Wählern haben die Reichstagsberichte, wenn nicht ganz besonders wichtige Fragen behandelt werden und ganz besonders interessante Redner auftreten, schon seit Jahren das alte Interesse eingebüßt und mit diesem Interesse muß auch das an dem Reichstage selbst verschwinden, wenn dieser nicht Wandel zu schaffen vermag. Bringen es die Einzelnen Reichsboten nicht fertig, sich auf das zu beschränken, was nöthig oder bedeutend ist, so sollte doch wenigstens das Präsidium von seinem Rechte, die Redner zur Sache zu rufen und einen allzubreiten Redestrom einzudämmen, öfteren und energischeren Gebrauch machen. Das gleichzeitige Tagen mehrerer parlamentarischen Körperschaften und ihrer zahlreichen Commissionen hat ohnehin eine Abstumpfung der Wähler gegen die parlamentarischen Berichte und gegen die parlamentarische Arbeit selbst im Gefolge; um so mehr sollten die Präsidenten und Vorsitzenden der Parlamente und ihrer Commissionen bemüht sein, das Ueberflüssige und Gleichgiltige von den Debatten auszuschließen.

Die schönen Tage der internationalen Arbeiterfeier des 1. Mai scheinen endgiltig vorüber. Im Laufe der letzten Wochen sind in Deutschland, Frankreich, England, Italien, Oesterreich-Ungarn ꝛc. seitens der führenden socialrevolutionairen Persönlichkeiten unter der Hand Sondirungen bei in den Massen vorherrschenden Geistes bewerkstelligt worden, von deren Ausfall es abhängen sollte, ob man am 1. Mai, welcher diesmal auf einen Montag fällt, demonstrative Arbeitseinstellung anordnen würde. Die Ergebnisse dieser Pulsfühlung müssen, vom Standpuncte des Revolutionsausschusses, wohl sehr unerfreulicher Natur gewesen sein, denn es ist von der Centralinstanz überall hin Abwiegelungsordre ergangen. Drei Mal ist das „Maifest der Arbeit" nun schon wiedergekehrt und ist jedesmal mit größerem Fiasko verbunden gewesen. Das von den deutschen Arbeitgebern gegebene Beispiel, unnachsichtlich jedem ihrer Leute zu kündigen, der am 1. Mai ohne Grund von der Arbeit wegblieb, hat nicht nur in Deutschland mit einem Schlage die berufsmäßigen Hetzer aufs Trockne gesetzt, sondern auch jenseits der Reichsgrenzen ermannend gewirkt. Der internationale Arbeiterfesttag war eine Speculation auf den Kleinmuth der Arbeitgeber, auf die Langmuth der Staatsgewalt. Mit dem Moment, wo diese Speculation sich als verfehlt erwies, war auch die Maifeier ins Wasser gefallen. Die Führer und die Genasführten haben angesichts der Energie, womit ihrem Treiben entgegengetreten wurde, ein Haar in der Sache gefunden. Letztere haben nicht Lust, auf Commando gleichsam frohndienstlich zu „maifeiern", und Ersterenicht, sich im Angesicht der ganzen Welt zu blamiren. Und so ist man denn stillschweigend übereingekommen, den 1. Mai als internationalen Arbeiterfeiertag zwar nicht officiell zu verleugnen, aber auch nicht ferner zu poussiren. So dürfte denn der Kreis der Festtheilnehmer des kommenden 1. Mai im Wesentlichen auf die gewohnheitsmäßigen Blaumontagsmacher beschränkt bleiben.

Die belgische Presse hatte sich nicht wenig darauf zu Gute gethan, daß sie weniger käuflich sei, als die Pariser Presse, und daß sie sich von dem ganzen Panamaschwindel fern gehalten habe. Da die Zahl der belgischen Panamaopfer eine sehr große ist, so tauchten von Anfang an gewisse Zweifel darüber auf, ob nicht belgische Blätter bei den Emissionen von Panamalosen empfohlen hätten, sich zu betheiligen. Kürzlich gab die Pariser Zeitung „Das freie Wort" ein Verzeichniß von Personen, welche Panamagelder erhalten. Darunter befand sich Herr Berardi mit 8000 Francs und man fragte sich in Brüssel, ob der Empfänger der Pariser Director der „Indép. belge" sei. Man erhielt keine Antwort. Jetzt tritt die Pariser Zeitung „Die Revolution" mit der Enthüllung hervor, daß die „Indép. belge" 33 800 Francs und der „Moniteur des „Intérêts Matériels" 20 000 Francs aus den Panamafonds für Anpreisungen erhalten haben. Der „Brüsseler Kurier" fordert die beiden Brüsseler Blätter zu kategorischen Erklärungen über diese Angabe der Pariser Zeitung auf und man ist auf deren Antwort gespannt. Die Zahl der belgischen Opfer in dem Panamakrache ist eine so ansehnliche, daß man ein belgisches Vertheidigungscomité bilden will.

Die Wirkung der Wahl Jules Ferry's zum Präsidenten des französischen Senats auf die politische Welt in Frankreich ist nachhaltig, doch war die Erörterung der Presse über den wichtigen Vorgang wieder ins Stocken gerathen. Die Radicalen und Boulangisten hatten ihre giftigsten Pfeile gegen Ferry verschossen und warteten seine Eröffnungsrede in der Hoffnung ab, er werde ihnen durch dieselbe neuen Angriffsstoff bieten. Herr Goblet suchte ihn dazu durch eine Rede zu reizen, in der er u. A. sagte, daß Ferry's Wahl unzweifelhaft den Triumph der Politik des Widerstandes gegen die Forderungen der fortschrittlichen Republikaner bedeute. Es sei indeß Ferry's nicht ganz würdig, daß er sich mit solchen Absichten zum Senatsvorsitzenden habe wählen lassen. Sein Platz sei nicht dort, sondern an der Spitze des Ministeriums. Er müsse nach seinen Grundsätzen offen zu regieren, nicht aber geheimen Einfluß zu üben suchen. Ferry hat aber die Hoffnung seiner Gegner durch seine Eröffnungsrede, über die der Telegraph bereits berichtet hat, gründlich enttäuscht. Er hat sich so knapp und so allgemein geäußert und sich so streng in den Grenzen eines Senats-Präsidenten gehalten, daß es seinen Gegnern schwer wird, ihn zu tadeln. Ueber die Wirkung seiner Rede meldet denn auch heute der Telegraph:

Paris, 28. Februar. Die gemäßigten republikanischen Journale billigen die Antrittsrede Ferry's, deren Inhalt zeige, daß Ferry mit versöhnlichen und friedlichen Gesinnungen zurückgekehrt sei. Der „Radical" und der „Figaro" finden die Rede ebenfalls klug. Die radicalen Journale werfen Ferry vor, daß er seine Politik nicht klar erkennen lasse, indem er die vereinigten Monarchisten schone und Führer einer Politik des Widerstandes bleibe. Die conservativen Blätter bezeichnen die Rede nicht als hervorragend, der Triumph Ferry's sei ein bescheidener, denn er fürchte die öffentliche Meinung.

Einem dem „Hamb. Corr." aus Madrid zugegangenen Briefe zufolge nehmen in Spanien gegenwärtig die wirthschaftlichen Fragen fast ausschließlich das Interesse der politischen Kreise in Anspruch. Mit ihnen vor Allem wird sich auch die neue Kammer zu beschäftigen haben, für die gegenwärtig eine sehr lebhafte Wahlbewegung im Zuge ist. In erster Linie wird die Regierung sehr durchgreifende Ersparungsmaßnahmen in Vorschlag bringen, die einerseits das Heeres-, andererseits das Cultusbudget betreffen sollen. Dieses letztere nimmt gegenwärtig allein an 49 Millionen Francs in Anspruch, eine bedeutende Summe, wenn man bedenkt, daß das Gesammtbudget etwa 700 Millionen Francs ausmacht. Da zwischen Spanien und der Curie ein Concordat besteht, so ist der neue Botschafter beim Vatican mit der Aufgabe betraut, im Wege besonderer Verhandlungen eine Verminderung der Zahl der bischöflichen Diöcesen in Spanien zu erwirken. Nicht ohne Bangen sieht man der stetig zunehmenden protectionistischen Strömung in der französischen Kammer entgegen, welche, wie es heißt, auch den bestehenden modus vivendi antasten und Kampfzölle auf die Einfuhr von spanischen Weinen einführen will, eine Maßregel, welche den Zollkrieg von Seiten Spaniens mit den stärksten Repressalien, (Kündigung aller Verträge, auch jenes über literarisches Eigenthum) zur Folge haben würde.

Das serbische Exkönigpaar sorgt dafür, daß es in der Oeffentlichkeit nicht vergessen wird. So hat der Metropolit Michael auf Grund eines schriftlichen Einschreitens Milan's am 24. Februar dem Belgrader Rechtsanwalt desselben einen Act überreichen lassen, in dem die durch den früheren Metropoliten Theodosius ausgesprochene Ehescheidung als ungesetzlich und die Ehe zwischen Milan und Natalie als zu Recht bestehend erklärt wird. Königin Natalie will sich, wie gestern telegraphisch berichtet wurde, auf einige Zeit zur Fürstin Murussi nach Rumänien, dann nach Yalta in der Krim begeben, während Milan die Absicht ausgesprochen hat, einige Tage vor den am 9. März beginnenden Skupschtinawahlen nach Serbien zu kommen. Nun besitzt der Exkönig gar keine Heimathsrechte mehr in Serbien, er hat sich gegen Geldabfindungen ausdrücklich verpflichtet, das Land vor der Großjährigkeit des Königs nicht mehr zu betreten. Sein Erscheinen auf serbischem Boden könnte daher leicht bedenkliche Folgen nach sich ziehen. Es wird der „Voss. Ztg." zu dieser Nachricht aus Belgrad gemeldet:

„Die Nachricht von dem nächste Woche beabsichtigten Eintreffen des Exkönigs in Belgrad wird nicht ernst genommen, niemahl authentische Nachrichten vorliegen, daß Milan für den Fall größerer, durch die radicale Presse vorbereiteter Unruhen bei den Skupschtinawahlen sich in Bereitschaft hält. Man glaubt, daß sein hiesiges Erscheinen nur schärfere Gewaltmaßregeln hervorrufen würde. In diesem Sinne ist er auch maßgebenden Orts unter der Hand informirt worden.

Deutsches Reich.

* **Dresden**, 27. Februar. Wie nach der „Köl. Ztg." als wahrscheinlich angesehen wird, soll, die Eröffnung der Sanitätsconferenz am 11. März zu erwarten sein.

* **Meißen**, 27. Februar. Der Verein reichstreuer Männer für Meißen und Umgebung hatte in seiner am 25. d. M. abgehaltenen Haupt-Versammlung folgenden Beschluß gefaßt: Der Verein reichstreuer Männer für Meißen und Umgebung hat nach Besprechung der Militairvorlage, durchdrungen von der Nothwendigkeit, die Wehrkraft des Reichs zu stärken, in seiner Jahres-Hauptversammlung vom 25. Februar 1893 einmüthig beschlossen, auszusprechen, daß er es für unabweisbare Pflicht des gegenwärtigen Reichstags hält, eine Einigung mit der Reichsregierung über die Militairvorlage zu finden. Einem weiteren Beschlusse zufolge ist diese Erklärung am 26. d. M. dem Reichskanzler und dem Reichstagsabgeordneten für den Meißner Wahlkreis — Ersterem telegraphisch, Letzterem zugleich mit der dringenden Bitte, für die Militairvorlage thatkräftig einzutreten — mitgetheilt worden. Der Verein reichstreuer Männer läßt während der laufenden Woche Unterschriftsbogen auflegen, welchen die obige Erklärung vorgedruckt ist, und richtet an alle vaterländisch gesinnten Bewohner der Stadt Meißen und ihrer Umgebung die dringende Bitte, diesen zur Einsendung an den Reichstag bestimmten Sammelbogen ihre Unterschrift beizufügen. — Auf das Telegramm an den Reichskanzler ging folgende Drahtantwort ein: „Dem Verein danke ich bestens für das Telegramm vom heutigen Tage, dessen Inhalt mich sehr erfreut hat. Graf von Caprivi."

△ **Berlin**, 27. Februar. Ein Nachtrag zum amtlichen Reichstags-Handbuch, enthaltend die Veränderungen seit dem Zusammentritt des Reichstags am 6. Mai 1890 bis zum 6. Februar 1893, ist soeben vom Reichstagsbureau herausgegeben worden. Danach beträgt die Stärke der Fractionen gegenwärtig: Deutschconservative 66, Reichspartei 18, Centrum 107, Polen 16, Nationalliberale 42, Deutschfreisinnige 66, Volkspartei 10, Socialdemokraten 36, bei keiner Fraction 31 Mitglieder. Inzwischen ist aber noch durch Mandatsniederlegung des Abg. Möller ein nationalliberales Mitglied ausgeschieden und ein Wahlkreis erledigt, ebenso durch den Tod des Abg. Böttler ein klericales Mandat. Ferner ist ein polnisches Mandat (für 5. Danzig) hinzuzurechnen. Erledigt sind augenblicklich 6 Mandate: 17. Württemberg, 2. Oberpfalz, 6. Liegnitz, 2. Arnsberg, 6. Arnsberg, 4. Köln. Die Conservativen haben in dieser Zeit 10 Mandate verloren, 5 gewonnen, die Reichspartei 2 verloren, das Centrum 17 verloren, 10 gewonnen, die Polen 2 verloren, 3 gewonnen, die Nationalliberalen 5 verloren, 5 gewonnen, die Deutschfreisinnigen 4 verloren, 6 gewonnen, die Volkspartei 1 verloren, 1 gewonnen, die Socialdemokraten 1 gewonnen.

C. H. **Berlin**, 27. Februar. Keine Steuer trägt mit Recht der Berliner so ungern, wie die Miethssteuer (6% Procent von Wohnungen über 1000 ℳ); trotzdem sind alle Versuche, die Miethssteuer gänzlich zu beseitigen, gescheitert, nur für die Wohnungen der weniger Bemittelten sind Erleichterungen eingetreten. In dem diesjährigen Etat ist die Miethssteuer auf 12 800 000 ℳ gegen 12 500 000 ℳ im vorjährigen Etat angenommen. Das Gespenst der Wohnungsnoth, welches die Berliner in der Mitte der siebziger Jahre so sehr erschreckte, ist für Jahre verbannt, denn die Zahl der leerstehenden Gelasse hat sich fortwährend vermehrt; sie ist von 7580 am 1. October 1886 auf 8017 am 1. October 1887, auf 9456 am 1. October 1888, auf 11 218 im Jahre 1889, auf 15 041 im Jahre 1890, auf 21 196 im Jahre 1891 gewachsen und beträgt jetzt 28 638. Durch diese Thatsache haben sich auch die Hauswirthe veranlaßt gesehen, die bis ins Unerträgliche gesteigerten Miethen stellenweise wieder etwas herabzusetzen; es fanden am 1. October 1892 5981 Miethsermäßigungen statt, denen nur 4694 Miethserhöhungen gegenüber stehen. Die Zahl der Umzüge ist demgemäß auch eine fortwährend wachsende gewesen. So fanden am 1. October 1892 99 157 Umzüge statt; nimmt man an, daß bei jedem derselben 5 Personen beschäftigt waren, so veränderten rund 500 000 Menschen am 1. October ihr Domicil; am 1. April, wo der Umzug nicht so stark ist, dürften 300 000 Menschen ihre alte Wohnung verlassen haben, so daß also die „halbe Stadt" im Jahre umzog. Seßhaftigkeit kann also der Berliner Bevölkerung nicht nachgerühmt werden.

— Der Kaiser und die Kaiserin unternahmen heute Morgen wieder eine gemeinsame Thiergartenfahrt. Demnächst arbeitete der Monarch mit dem Chef des Civilcabinets, conferirte mit dem Eisenbahnminister und nahm die fälligen Marinevorträge entgegen.

— Der Kaiser schickte dem Papst, wie nachträglich jetzt bekannt wird, zum Jubiläum einen kostbaren Bischofsring mit einem großen, unvergleichlich schönen Brillanten.

— Das Geburtstagsgeschenk des Kaisers für den Reichskanzler ist, wie schon kurz erwähnt, ein kostbarer Ehrensäbel. Die Klinge trägt in Goldbuchstaben die Widmung des Gebers; die kaiserliche Krone und die Grafenkrone sind als Embleme am Griffe angebracht. Unter einem Reliefmedaillon, das die wohlgetroffenen Züge des Kaisers wiedergiebt, befinden sich die Zeilen: „Alle Zeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit."

Feuilleton.

Ums Geld.

8] Novelle von A. Heyl.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Sie haben also genaue Erkundigungen eingezogen, gnädige Frau?" Stönewitz beugte sich vor und legte seine Hand auf den Arm der Alten.

„Ja, mein lieber Landrath, das habe ich gethan, kann Ihnen aber nichts Erfreuliches berichten."

„Nichts Erfreuliches" — wiederholte er gedehnt, „machen Sie keine langen Umschweife, meine Gnädige, ich will Gewißheit, wieviel hat sie?"

„Die Sykow, e", machte die Dame, mitleidig die Achsel zuckend, „kaum vierzigtausend Mark."

Diese Nachricht wirkte niederschmetternd auf den Zuhörer.

„Vierzigtausend Mark, ein Lampengeld."

„Also geben Sie die Werbung auf, Landrath?"

Dieser bejahte entschieden. „Ich kann nicht heirathen unter dreimal hunderttausend Mark. Arme Amanda Sykow, Dein Schicksal ist entschieden. Schade, ewig schade, die junge Dame ist eine distinguirte Erscheinung, wäre eine famose Landräthin geworden. Ich hielt sie für reich, weil sie die Schwester ihres Bruders ist."

„Die Sykow", erklärte die alte Dornbach, „stammen aus einer alten, hochangesehenen, aber nicht sehr bemittelten Bremer Familie. Dieser Sykow kam als Procurist in das Fabrikgeschäft der Wittwe Luckner, und wußte sich im Laufe der Zeit so unentbehrlich zu machen, daß ihm Frau Luckner ihre einzige Tochter zur Frau gab, um ihn dauernd zu fesseln. Sie hatte dies nie zu bereuen, denn Sykow war ein musterhafter Gatte und ich hatte ihm gewünscht, sein Glück wäre von längerer Dauer gewesen. Die junge Frau starb, nachdem sie ihm zwei reizende Kinderchen geschenkt hatte, bei welchen das Fräulein Sykow nun Mutterstelle vertritt. Sie wären nicht so übel mit Amanda angekommen, mein Bester, wenn es nicht gerade an der Hauptsache — am Geld fehlte."

„Fatal, höchst fatal!" rief Stönewitz, ungeduldig mit dem Fuße scharrend, und alsbald die Stimme wieder dämpfend, fuhr er fort:

„Wo bekomme ich nun eine reiche Frau her, meine Gnädige, die meinen pekuniären Verlegenheiten ein für allemal eine Ende macht?"

„Heirathen Sie die Oelprinzessin —"

Der Landrath schüttelte sich. „Schrecklich! Soll ich in den sauern Apfel beißen?"

Die Alte kicherte. „Halten Sie das Fräulein wirklich für einen sauern Apfel?"

In diesem Augenblick kehrten die Frau Medicinalräthin und Amanda Sykow zurück und gaben dem Gespräch eine andere Richtung. Die Eintretenden berathschlagten eifrigst über eine zu vergebende Arbeit, eine Fahne, welche für den neugegründeten Sängerbund der Fabrikarbeiter des Antoniviertels gestickt werden sollte. Amanda Sykow war von den Vorständen ersucht worden, eine geschickte Goldstickerin zu ermitteln, überhaupt das Patronat in der Angelegenheit zu übernehmen. Da sie nicht localkundig war, so bat sie die Medicinalräthin, ihr ein Frauenzimmer zu empfehlen, der man eine solche Arbeit anvertrauen könne.

„Da kann ich Ihnen sogar eine große Künstlerin nennen", versicherte die Medicinalräthin, „ein armes Edelfräulein, das unter sehr billigen Bedingungen dergleichen Arbeiten übernimmt und meisterhaft ausführt."

„Wie heißt sie und wo wohnt sie?" erkundigte sich Amanda.

„Sie heißt Hermine von Stahl und wohnt bei ihrem Oheim auf der Villa Clermont.

„Ich danke verbindlichst, Frau Medicinalräthin, morgen werde ich das Fräulein aufsuchen und Näheres mit ihr besprechen" —

Die Medicinalräthin schüttelte den Kopf. „Sie wollen selbst hinaufgehen, das ist eine gewagte Geschichte."

„Der Herr Oberst weist Ihnen die Thüre, mein Fräulein, wenn Sie seiner Nichte Arbeit bringen", mischte sich Stönewitz ein. „Er ist ein alter Narr, ein Don Quixote. —"

„Das ist er nicht", erklärte die alte Dame, indem sie sich kampfbereit in ihrem Fauteuil aufrichtete, „er ist ein alter Ritter und zwar einer ohne Furcht und Tadel, ein durch und durch ehrenhafter Charakter, ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes."

„Er hat der Alten früher den Hof gemacht", raunte die Medicinalräthin dem jungen Mädchen zu.

Die gute Dame überhörte den Stich und fuhr fort, den Oberst von Clermont zu vertheidigen. „Man kann sich keinen liebenswürdigeren Cavalier denken, er war ein Held bei Königgrätz und steht in hohem Ansehen bei seinen Kameraden, er hat nur einen Fehler, er ist zu nobel, den Werth des Geldes kennt er nicht."

„Das weiß Gott", bestätigte die Medicinalräthin, „er lebt als Grandseigneur und überläßt die Sorgen und Plackereien der Wirthschaft seiner Nichte. Sie muß die Lasten tragen, er steht erhaben über dem Kleinigkeitskram, er verlangt, daß man seinen hohen Ansprüchen gerecht werde, ohne darüber nachzudenken, ob auch seine Mittel dazu ausreichen. Sie reichen natürlich nicht aus, die Gläubiger drängen, das junge Mädchen muß sie beschwichtigen, muß Geld schaffen, muß heimlich arbeiten und verdienen, um das Schlimmste aufzuhalten, den völligen Ruin."

„Das ist ein düsteres Bild, was Sie mir da entrollen, wie soll ich es anfangen, Fräulein v. Stahl zu sprechen?" fragte Amanda.

„Schreiben Sie ihr ein Billet, berufen Sie sich auf mich und bitten Sie sie zu sich, das wird wohl das Beste sein, denn der alte Herr darf von diesen Geschäften nichts erfahren, er würde rasend werden, wenn er nur ahnen könnte, daß sich seine Nichte herabläßt, ums Geld zu arbeiten. Amanda beschloß, den Rath der Medicinalräthin schon am nächsten Tag zu befolgen. Das schöne Mädchen stand eine Weile sinnend da. Was sie soeben erfahren hatte, gab ihr zu denken, nebenbei erregte es ihr Erstaunen, daß Stönewitz, der ihr in letzter Zeit auffallend den Hof machte, von ihrer Rückkehr in den Salon nur wenig Notiz nahm und, obgleich ihr letzteres nur erwünscht war, wunderte sie sich doch darüber und brachte unwillkürlich dies sonderbare Benehmen in Zusammenhang mit dem zutraulichen tête-à-tête des Landrathes und der alten Dornbach. Diese ihrerseits muthmaßte etwas von Amandens Gedanken und war alsbald entschlossen, für angenehme Zerstreuung zu sorgen.

„Ferdinand, mein guter Sohn", rief sie ins Spielzimmer, „mich quälen wieder so abscheuliche Todesgedanken, wenn Du mir kein Mittel dagegen giebst, kann ich die ganze Nacht nicht schlafen."

„Sei zufrieden, Mama, ich verschaffe Dir eine probate Arznei und wir Andern genießen auch davon", beruhigte der Medicinalrath, indem er sich vom Spieltisch erhob und die Glockenschnur anzog. „Champagner in Eis!" befahl er dem eintretenden Diener. Das Gewünschte war bald zur Stelle, die Pfropfen knallten, die Gläser schäumten, der Medicinalrath brachte ein Hoch auf seine Mutter aus, um deren Sessel sich alle Anwesenden gruppirt hatten. Jubelnd hoben sie die krystallenen Kelche empor, um dann den perlenden Schaumwein zu schlürfen, aber zwischen Lippe und Becherrand war noch Raum für Schicksalsstücke.

Ein gellender Pfiff ertönte aus der Bahngegend. Dröhnen und Krachen, Zischen und Brausen folgte, jäh es markerschütterndes Angstgeschrei gällte zwischen dem Höllenlärm, dann trat unheimliche Stille ein.

Die lustige Gesellschaft im Dornbach'schen Salon war auch still geworden, bleich und entsetzt starrten sie einander an, die noch vor einer Minute in sprudelnder Lebenslust gescherzt und gejubelt hatten. Falk war der Erste, der, sein volles Glas auf den Tisch stellend, die Stille unterbrach und auf eines der Fenster zuschritt, während er die Ansicht aussprach, es sei wieder ein Unglück passirt, just wie im vorigen Jahre. „Der Berliner Schnellzug muß um diese Stunde eintreffen, ich wette, er ist entgleist", sagte er das Fenster öffnend und scharf nach der Bahngegend blickend.

„Und ich wette, an derselben Stelle, wie im vorigen Jahre, just in der Nähe des Schimdangers", stimmte der Medicinalrath ein, „dort wohnt verdächtiges Gesindel, die Vermuthung, daß diesen wiederholten Unfällen ein Verbrechen zu Grunde liegt, scheint mir gerechtfertigt." Nach diesen Worten schlürfte er behaglich seinen Champagner bis auf den letzten Tropfen